



Sommertheater
Görlitzer ViaThea
startet eher
Seite 10

Neue Findungskommission für nächste documenta berufen

Von Nicole Schippers

Nach dem Rücktritt der Findungskommission der documenta 16 Ende vergangenen Jahres hat der Aufsichtsrat der Weltkunstschau in Kassel ein neues Gremium berufen. „Ich bin mir sicher, dass die multiperspektivische fachliche Zusammensetzung der neuen Findungskommission zu einem zukunftsweisenden Vorschlag für die Künstlerische Leitung führt“, sagte der Geschäftsführer der documenta und Museum Fridericianum gGmbH, Andreas Hoffmann, laut Mitteilung. „Damit ist der Grundstein dafür gelegt, dass die internationale Kunstwelt wieder gewohnter und willkommener Gast in Kassel sein wird.“

Die documenta 15 im Jahr 2022 war von internationalen Antisemitismus-Diskussionen überschattet worden. Nach Antisemitismus-Vorwürfen auch gegen ein Mitglied der Findungskommission für die für 2027 geplante documenta 16 war im November 2023 zunächst dieses Mitglied und später die gesamte Findungskommission zurückgetreten. Das Gremium hat die Aufgabe, eine künstlerische Leitung für die kommende Weltkunstschau vorzuschlagen.

Die nun ausgewählten Beteiligten stünden mit ihrer ausgewiesenen Expertise und der Vielfalt ihrer Hintergründe in besonderer Weise für die Internationalität und Diversität der documenta Ausstellungen, erklärte Hoffmann. „Mit ihrem Engagement in der Findungskommission beweisen sie ein hohes Maß an Verantwortungsbewusstsein für die zeitgenössische Kunst und die documenta in dieser ganz besonderen Zeit.“

Die Mitglieder der Findungskommission sind der Kunsthistoriker und Direktor des Museums Ludwig in Köln Yilmaz Dziewior, der freie Kurator Sergio Edelsztein, die Kuratorin, Professorin und Expertin für Kulturpolitik N'Goné Fall sowie die Kuratorin Yasmin Raymond, die noch bis Ende Juli Rektorin der Frankfurter Städelschule und Direktorin des Portikus ist. Zudem gehören die künstlerische Leiterin des Jim Thompson Art Center in Bangkok Gridthiya Gawee Wong und die Direktorin des Mori Art Museum in Tokio Mami Kataoka dem Gremium an.

Die documenta gilt neben der Biennale in Venedig als wichtigste Ausstellung für Gegenwartskunst. Die 16. Ausgabe der Schau soll vom 12. Juni bis 19. September 2027 in Kassel stattfinden.

Millionensumme für Sanierung von Goethes Wohnhaus

Große Spende vor bitterem Hintergrund: Zur Restaurierung der Innenräume von Goethes Wohnhaus in Weimar steuert die Deutsche Stiftung Denkmalschutz drei Millionen Euro bei. Einen entsprechenden Fördervertrag übergab der Stiftungsvorstand Steffen Skudelny an die Präsidentin der Klassik Stiftung Weimar. Das zum Unesco-Welterbe gehörende Wohnhaus des Dichters Johann Wolfgang von Goethe (1749-1832) ist eine Liegenschaft der Klassik Stiftung. Die Kultureinrichtung hatte umfangreiche Pläne für die Sanierung des Hauses geschmiedet, diese müssen nun aber abgespeckt werden: In Aussicht gestellte zusätzliche Mittel kommen doch nicht.

Goethe wohnte bis zu seinem Tod in dem 1709 errichteten Haus in Weimars Innenstadt. Er arbeitete dort, hatte dort umfangreiche Sammlungen von Kunst- und Naturwissenschaftliche und Empfang viele Besucher. Heute ist es Teil des Goethe-Nationalmuseums.

Für die Sanierung des über Deutschland hinaus bekannten Literaturdenkmals hatte die Klassik Stiftung ursprünglich mit 35 Millionen Euro gerechnet. Nun teilte die Stiftung mit, dass der Finanzrahmen kleiner ausfalle.

Bund und Freistaat investieren demnach über den regulären Haushalt der Stiftung vorerst nur 13 Millionen Euro in die reine Substanzerhaltung. Ursprünglich hatte allein der Bund rund 17,2 Millionen Euro für das Projekt in Aussicht gestellt. Immerhin bleibe es dabei: Zusätzlich 10 Millionen Euro von Stiftungen und Spender sollen etwa auch in den Hausgarten und den Gartenpavillon fließen.

Am Baubeginn 2026 – nachdem 2025 die Ankunft Goethes in Weimar vor 250 Jahren gefeiert wird – hält die Stiftung bislang unter Vorbehalt fest. Die Hoffnung sei, die Arbeiten bis Ende 2028 abzuschließen. Ziel sei es, die Liegenschaft als zentrale Kulturerbe für kommende Generationen zu bewahren.



Harald Metzkes „Abtransport der sechsarmigen Göttin“ von 1956 ist gerade in der Neuen Nationalgalerie in Berlin zu sehen.

ABB.: VG BILD-KUNST, BONN 2023

Schrittfolgen mit Rückenwind

Wie weiter mit der Ost-Kunst? Eine Dresdner Ringvorlesung gibt ein paar Antworten.

Von Paul Kaiser

Ein wenig muss es den ostdeutschen Künstlern nach dem Ende der DDR vorgekommen sein, als entstammten sie einem Zoologischen Garten der europäischen Nachkriegsgeschichte. Der Blick auf Existenzformen und Werke war jedenfalls lange Zeit pauschal, ethnologisch und von herablassenden Vorurteilen durchsetzt. Jene vulgäre Phase der Debatten um die Kunst aus dem Osten aber ist mittlerweile längst Geschichte. Nunmehr dominiert echte Entdeckerfreude, die selbst den universitären Bereich erreicht hat, der, auch in Dresden, die Kunst aus der DDR fast 30 Jahre durch Missbilligung abstrafte. War das neue Interesse zunächst auf die behauptete „Ost-Moderne“ in der Architektur und die mit ihr verbundene „Kunst am Bau“ gerichtet, stehen nunmehr Fragen der Präsenz von ostdeutscher Kunst im musealen Ausstellungsbetrieb im Zentrum.

Sichtbarer Pendelschlag

In einer gut besuchten Podiumsdiskussion im Görges-Bau der Technischen Universität diskutierte eine hochkarätig besetzte Museumsrunde aus Berlin (Maike Steinkamp), Cottbus (Ulrike Kremeier), Dresden (Hilke Wagner), Halle (Thomas Bauer-Friedrich) und Potsdam (Paola Malavassi) am Dienstagabend die Frage, in welchen Formaten, Kontexten und kuratorischen Modellen die Kunst aus dem Osten Deutschlands am besten zu zeigen ist. Die Debatte fand innerhalb der Ringvorlesung „Kunst in der DDR heute“ statt, organisiert von der amerikanischen Kunsthistorikerin April Eisman, der Kustodie-Kuratorin Gwendolin Kremer sowie der TU-Kunstgeschichtspräsidentin Kerstin Schankweiler.

In dieser öffentlichen Vorlesungsreihe gelang es dem engagierten Veranstalter-Trio, das ohnehin durch verschiedene Projekte längst eine überregionale Sichtbarkeit erlangt hat, eine sachliche Bestandsaufnahme zu erreichen, die sich nicht mehr geprägt zeigte von

den Debatten und Frontverläufen des Bilderstreits.

Das Gegenteil eines Fehlers ist meist erneut einer, mag der Skeptiker mit Blick auf die plötzliche Euphorie gegenüber der Ost-Kunst einwenden. Aber der hier sichtbare Pendelschlag von der Ignoranz ins Informierte ist grundsätzlich zu begrüßen und vor allem für die erstmals von Ausgrenzung betroffenen Künstler ein später Gewinn. Dies zeigte sich auch in der von Kremer moderierten Debatte: Standen früher zumeist Aspekte im Vordergrund, die begründen sollten, warum die Kunst aus der DDR nicht im Fokus stehen könne (kein Budget, kein Platz, keine „Relevanz“), drehte sich das angeregte Gespräch der Museumsmacher nun vielmehr um den notwendigen Pragmatismus bei der Umsetzung einer Vielzahl ambitionierter Projekte. Thomas Bauer-Friedrich, Direktor des Kunstmuseums Moritzburg in Halle, konnte aktuell über einen veritablen Zuwachs seiner Sammlung berichten, der Lücken an ostdeutscher Kunst füllt, die nach 1990 entstand. Für Ulrike Kremeier, Chefin des Brandenburger Landesmuseums für Moderne Kunst mit Häusern in Cottbus und Frankfurt (Oder), und für die Albertinums-Direktorin Hilke Wagner ist gemeinsam klar, dass der Weg zur angemessenen Präsenz der ostdeutschen Kunst längst noch nicht ausgeschritten ist und dass es weiterhin erheblicher Anstrengungen bedarf, um den Kanon „rückwirkend zu erweitern“ (Wagner).

Kunst aus dem Osten ist DNA

Jedenfalls gehört die Kunst aus dem Osten, dies machte die Runde deutlich, mittlerweile fest zur „DNA“ (Kremeier) ihrer Häuser. Als problematisch könnte sich bei der neuen Hinwendung zur ostdeutschen Kunst aber die teils starke Politisierung der vorgestellten kuratorischen Modelle erweisen. Einerseits gibt es eine Identitätspolitik „von oben“, vor allem durch Förderprojekte des Bundes vorangetrieben, welche die Ost-Kunst aus postkolonialer Perspektive betrachtet. An-

2017

wurde der Streit um die DDR-Kunst noch einmal entfacht – von Paul Kaiser

dererseits ist der Einfluss einer regional gefärbten Identitätspolitik „von unten“ nicht zu unterschätzen, die von Kommunen ausgeht, die in den DDR-Kunstwerken eine Art kulturelles Allheilmittel für die Risse in der Gesellschaft zu erkennen glauben. Um Kunst im klassisch-autonomen Sinne geht es beiden Strategien kaum, eher um visuelle Belege für Theorien und Sozialrezepte. Zwischen diesen Polen haben sich nun Konzepte zu behaupten, die den längst fälligen Integrationsprozess der ostdeutschen Kunst in den Kanon einer gesamtdeutschen Kunstgeschichte anstreben, ohne dabei in Verdacht zu geraten, einer rückwärtsgewandten Spezies anzugehören. Die Nationalgalerie in Berlin kann dafür als der

prototypische Fall gelten, da sie Sammlungen aus West und Ost zusammenführte, die, wie die Nationalgalerie-Kuratorin Maike Steinkamp ausführte, etwa in der aktuellen Bestandspräsentation ein neues Selbstverständnis der Synthese bei der Kunstentwicklungen ausdrücken können.

Andere Kontextualisierungen

Lange Zeit galt die Annahme, dass sich die Auseinandersetzung mit der ostdeutschen Kunst irgendwann auf biologischem Wege erledigt haben werde. Nämlich spätestens dann, wenn die in der DDR sozialisierten Akteure ihr Berufsleben beendet hätten. Diese Wunschfloskel, so zeigte sich auch am jüngeren studentischen Publikum, hat sich als falsch erwiesen. Entgegen solcher Prognostik brach die Thematisierung ostdeutscher Kunst keineswegs mit der letzten DDR-Generation ab, wie das etwa Paola Malavassi, Direktorin des vom SAP-Gründer Hasso Plattner in Potsdam finanzierten Kunsthaus Das Minsk darstellte.

Mit einem dialogischen Prinzip, das ostdeutsche Werke mit internationalen Positionen vereint, versucht die Direktorin gegen die „geschlossene Welt“ blockierter Wahrnehmung anzugehen, was durchaus Kontroversen bei Publikum hervorrufen kann.

Solche Beispiele machen deutlich, dass es in der Generationenfolge zwangsläufig zu anderen Formaten und Kontextualisierungen kommt. Aber es braucht Brücken und Moderatoren zwischen den differierenden Ansätzen. Die weitgehende Auflösung einer wissenschaftlichen scientific community zur ostdeutschen Kunst hat diese Begegnungsformen mehr als erschwert. Kompensatorische Gegenstrategien werden also dringlich benötigt, will man die Ausgrenzung nicht fortsetzen. Das Dresdner Projekt ist eine stolperfreie Schrittfolge in die richtige Richtung.

nächste Vorlesung: 16. Juli, 18.30, Görges-Bau, TU Dresden, Alexia Pooth (Potsdam): Die documenta im Visier der DDR



Auch Cornelia Schleimes Selbstinszenierung „Bondage“ (Hüpsedt 1982) ist Teil der Berliner Ausstellung. FOTO: BERND HIEPE